

Natalia Filatkina und Franziska Bergmann

Angstkonstruktion: Interdisziplinäre Annäherungen an eine Zeitdiagnose und ein Versuch ihrer linguistischen und literaturwissenschaftlichen Präzisierung

Anstelle einer Einleitung

Angst als Gegenstand kulturwissenschaftlicher Forschung ist an sich nicht neu. Als Grundemotion des Menschen war sie seit Beginn ihrer Erforschung auch in einem interdisziplinären (die aktuellsten Überblicke darüber bieten Koch 2013 und Frank-Job/Michael 2020¹) und einem interlingualen Kontext (Bresson/Dobrovolskij 1988; Wierzbicka 1999) verankert. Parallel zur neurowissenschaftlichen, psychologischen und biologischen Emotionsforschung konnte die Kulturwissenschaft die Untersuchungen von Angstmanifestationen und Angstkonstruktionen in Literatur, Kunst und Film, und somit von Angst als kulturellem und sozialem Phänomen, als Analysegegenstand auch für sich beanspruchen. Beide Forschungsrichtungen – kulturwissenschaftliche und interlinguale – haben gezeigt, wie sehr die sprachliche Benennung einer Emotion kulturell und historisch variieren kann (grundlegend Böhme 2013; Bourke 2005; Dinzelbacher 1993; 1996; Haubrichs 2005; Reddy 2001; Scott/Kosso 2002; speziell für das Deutsche vgl. exemplarisch Bergenholtz 1980; Bergenholtz/Faets 1988; Endres 1984; 1985; 1987; Filatkina 2016; Gerok-Reiter 2007; 2008; 2010; Gerok-Reiter/Obermaier 2007; Michel 1988; Resch 2011; Obermaier 2007).

Dennoch ist *Angst* gerade in der kulturwissenschaftlichen Forschung insofern kein vollständig ausdiskutiertes Thema, als nicht einmal die Semantiken der sprachlichen Ausdrucksmittel, die Vielfalt der Manifestations- und Konstruktionsformen und die funktionale Tiefe der Wort- und Begriffsverwendung genügend geklärt sind. Zusätzlich kommt hinzu, dass in der jüngeren Zeitgeschichte die sprachliche Konstruktion von Ängsten (in Massenmedien, sozialen Medien, Literatur, Film, Computerspiel u. a.) wieder an Konjunktur gewinnt (vgl. z. B. Wodak 2016). Die sozialwissenschaftliche Forschung betrachtet dieses

¹ Vgl. auch den interdisziplinären Verbund „Kultivierte Angst/Anxiety Culture“, der seit 2015 an der Universität Kiel und dem Teachers College der Columbia University New York läuft: <https://www.uni-kiel.de/de/forschung/detailansicht/news/202-angstkultur#> und <https://anxiety-culture.net/> (letzter Zugriff für beide Webseiten: 21.07.2020).

Phänomen als ein Charakteristikum, gar ein Existenzial, eine *conditio humana* oder die emotionale Grundausstattung aller Risikogesellschaften (Beck 1986; 2007) bzw. der *liquid modernity* (Bauman 1988 [2000]; 2006). Gerade mit Blick auf die der Gegenwart zugewiesenen Attribute „unruhige Zeiten“, „Gesellschaften der Angst“, „Kultur des Verdrusses“ (Bude 2014) ist es hochrelevant zu eruieren, welche Medien und welche Diskursakteure Ängste jeweils mit welchen sprachlichen Mitteln und Funktionen erzeugen, verstärken oder sie aufgrund ihrer Interessen als angemessene oder gültige Perspektive auf die soziale Wirklichkeit durchzusetzen versuchen.

Als Grundemotion des Menschen und als Produkt der medialen/sprachlichen Konstruktion kann Angst aber nicht auf die jüngste Zeitgeschichte reduziert werden; für diverse historische Kommunikationssituationen, nach den neusten Erkenntnissen auch für die christliche Vormoderne (Bär 2013; 2019: 158), war sie ebenso relevant (Delumeau 1985 und Voltmers Kritik daran, in diesem Band). Eine systematische (sprach- und literatur-)historische Analyse des Angstwortschatzes sowie der historischen Dynamiken der sprachlichen Mittel zur Erzeugung von Ängsten erfolgte in diesen Paradigmen allerdings nur in Ansätzen.

Geleitet von der Überzeugung, dass sich wissenschaftliche Zugänge zu diesem Thema am fruchtbarsten im Dialog der Disziplinen erschließen, möchte der vorliegende Band auf die gesellschaftliche Relevanz von *Angst* reagieren und die sprach-, literatur- und kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen (vgl. die Beiträge Schröter, Georgi, Belošević und Klein in diesem Band) durch die Perspektive der Fächer Philosophie (Beitrag Berninger), Geschichte (Beitrag Voltmer), Phonetik (Beitrag Braun/Probst) und Medienwissenschaft (die Beiträge Immer und Lickhardt) bereichern und diachron im Austausch mit der Alt-nordistik/Icelandic Comparative Studies (Beitrag Sauckel) vertiefen. Der Band geht im Wesentlichen auf den Workshop „Interdisziplinäre Perspektiven auf Angst“ zurück, den die Herausgeberinnen im Rahmen ihrer Seminare „Die Sprache der Angst. Linguistische Perspektiven“ (Natalia Filatkina) und „Die Sprache der Angst. Zur Verhandlung eines intensiven Gefühls in Literatur und Kultur“ (Franziska Bergmann) im Sommersemester 2018 an der Universität Trier veranstaltet haben. Für den Druck wurde der Band um weitere Beiträge ergänzt. Neben den unterschiedlichen Fächern führt der Band ferner auch etablierte Wissenschaftler*innen mit (Post-)Doktorand*innen und Student*innen zusammen, die sich an den oben genannten Seminaren beteiligt haben.

1 Zur gesellschaftlichen Relevanz des Themas

Migrationsbewegungen und Finanzkrisen, Naturkatastrophen und Auswirkungen des Klimawandels, Künstliche Intelligenz und technischer Fortschritt, Pandemien, Viren und Seuchen, Digitalisierung, Überwachung und eingeschränkte persönliche Sicherheit, Diktaturen und Gewaltherrschaft, Terroranschläge, Kriege und unberechenbare Politik. Die Liste der inneren wie äußeren Bedrohungsszenarien und Gefahren ließe sich fortsetzen. Anthropologisch, menschenheits-, mentalitäts- und kulturgeschichtlich ist Angst eine Universalie, weist aber seit dem Alten Testament und den Schriften der griechisch-römischen Antike neben Konstanten auch Inkonstanten und Veränderungen auf, die außerdem individuell und kollektiv in unterschiedlichen historischen Epochen mit sehr unterschiedlichen Graden der Transparenz, Komplexität und Betroffenheit gefühlt, erlebt, gedacht bzw. konstruiert oder auch instrumentalisiert werden. Seit 28 Jahren führt in Deutschland die R&V Versicherungsgesellschaft jedes Jahr die Umfrage „Die Ängste der Deutschen“ durch.² Das erklärte Ziel auf der Webseite der Studie sei die Wiederlegung des Mythos von der „German Angst“ und die Ermittlung konkreter Gründe für Ängste. Dass die Angstgefühle seit 28 Jahren stabil sind, veranschaulicht die Versicherung mit diversen Übersichten. In der letzten online zugänglichen Studie, die sich auf das Jahr 2019 rückwärts bezieht, werden das Höchstniveau der Ängste im Jahr 2016 und ihr erneuter Anstieg für 2018, insbesondere bei solchen Ursachen wie Migrationsbewegung, festgestellt. Die mit der Migration verbundenen Ängste gehören auch im Jahr 2019 zu den sieben größten Ängsten. Eine gesonderte Umfrage widmet die Versicherung den Ängsten in der so genannten Coronakrise, die sich im Vergleich zu Sommer 2019 in Bezug auf die schlechte Wirtschaftslage in Deutschland und die potenzielle Gefahr einer schweren Erkrankung vergrößert haben sollen³ (vgl. dazu die Beiträge Belošević und Georgi, in diesem Band).

Diese und ähnliche Studien werden in Massenmedien auffällig oft zitiert, mit Behauptungen, Angst sei ein typisch deutsches, gar nationales Gefühl bzw. „Die Leitkultur der Deutschen“. Drei prototypische Beispiele (1–3) sollen dies exemplarisch veranschaulichen:

2 <https://www.ruv.de/presse/aengste-der-deutschen> (letzter Zugriff: 07.07.2020).

3 Zur Sonderbefragung vgl. <https://www.ruv.de/presse/aengste-der-deutschen/20200407-aengste-der-deutschen-corona-sonderbefragung> (letzter Zugriff: 02.07.2020).

- (1) Studie: Bei den Deutschen geht die Angst um.
Berlin (dpa) – Die Deutschen haben wieder mehr Angst vor der Zukunft. Am meisten fürchten sich die Menschen vor einer schlechteren Wirtschaftslage, vor Naturkatastrophen und davor, als Pflegefall zu enden.
(Zeit online, 09.09.2010)
- (2) Gehalt, Sprachen, Shoppen – wie die Deutschen wirklich ticken.
Zukunftsangst? Die „German Angst“ ist sprichwörtlich, hat sich international einen Namen gemacht. Als eine Art indifferente Skepsis und Sorge gegenüber der Zukunft, ein Gemütszustand. Doch es geht auch konkreter. Der Blick in die Zukunft? Ist deutsch-verhangen. 26 Prozent der Befragten gaben an, es würde ihnen in 10 Jahren schlechter gehen. 44 Prozent setzen darauf, dass es ihnen ebenso ginge wie jetzt. Und nur 18 Prozent blicken optimistisch 10 Jahre voraus. Es werde ihnen besser gehen, sind sie sicher.
(Spiegel online, 15.09.2016)
- (3) Ausblick auf 2017: Europas Schicksalsjahr
Die EU steht vor einem turbulenten Jahr: Die Briten treten aus, in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden wird gewählt. [...] 2016 war für die EU schon schlimm genug: Terror in Brüssel, Austrittsvotum der Briten, Gezerre um das Handelsabkommen Ceta, Rücktritt von Italiens Regierungschef Renzi, der Wahlsieg Donald Trumps in den USA. Doch selbst nach einem solchen Annus horribilis gilt: Schlimmer geht's immer. 2017 könnte es für Europa noch dicker kommen.
(Spiegel online, 29.12.2016)

Die Existenz dieser Leitkultur wird mit Lexemen bzw. Syntagmen wie *Angst vor der Zukunft*, *Zukunftsangst*, *German Angst*, *eine Art indifferente Skepsis und Sorge gegenüber der Zukunft*, *ein Gemütszustand* u. a. verschlagwortet. Besonders beliebt scheint dieses Thema jeweils um die Jahreswende als Rückblick auf ein vergangenes bzw. Ausblick auf ein kommendes Jahr zu sein. In (3) ist eine Zukunftsprognose für das Jahr 2017 angeführt, die sich aber im massenmedialen Diskurs⁴ in einer sprachlich sehr ähnlichen Form auch Ende 2014 oder 2015 findet. Konkrete schlimme Ereignisse in der Gegenwart werden im Textausschnitt aufgezählt und in ihrer Gültigkeit in die Zukunft projiziert, mit der abschließenden Prophezeiung, dass es schlimmer immer geht und dass es 2017 für

⁴ Bzw. in dem dieser Einleitung zugrundeliegenden Korpus massenmedialer Texte, s. dazu unten Abschnitt 3.

Europa noch dicker kommen könnte. Vielleicht mit Ausnahme von *Annus horribilis* kommen hier aber im Gegensatz zu den Beispielen (1–2) kaum Lexeme vor, die man im linguistischen Sinn dem semantischen Feld des Angstwortschatzes zuordnen könnte.

Mit einer als spezifisch deutsch wahrgenommenen Angst befasst sich bereits in den späten 1970er Jahren Hans Magnus Enzensberger in seinen „Zwei Randbemerkungen zum Weltuntergang“ (1978), indem er gegen eine vermeintliche Apokalypse-Fixierung der Deutschen anschreibt und den Ängsten insbesondere vor ökologischen Katastrophenszenarien mit einer anderen Form des Schreibens, einer „Real-Poesie“ zu begegnen sucht (vgl. Koch 2013: 246). Enzensberger wünscht sich

ein bisschen mehr Klarheit über die eigene Konfusion, ein bisschen weniger Angst vor der eigenen Angst, ein bisschen mehr Aufmerksamkeit, Respekt und Bescheidenheit vor dem Unbekannten. Dann werden wir weiter sehen. (Enzensberger 1978, zit. n. Koch 2013, 246).

Dass die reflexive künstlerische Auseinandersetzung mit Angstkonstruktionen weiterhin über eine ungebrochene Konjunktur im deutschsprachigen, aber auch im internationalen Raum verfügt, zeigt zudem die Vielfalt von seit der Jahrtausendwende entstandenen Texten und anderen Kulturprodukten wie etwa dem Film. Dabei handelt es sich um Arbeiten, die im Anschluss an 9/11 neue Formen „sicherheitspolitischer Paranoia“ (Koch 2013: 247) beleuchten – genannt seien hier exemplarisch Kathrin Röggla „die alarmbereiten“ (2010) oder Marlene Streeruwitz’ „Die Schmerzmacherin“ (2011).

Aktuell lassen sich vor dem Hintergrund der Coronakrise und damit verbundenen Ängsten ebenfalls neue Entwicklungen im ästhetischen Feld beobachten. Zum einen erfahren Klassiker der Pestliteratur (z. B. Giovanni Boccaccios „Decameron“ (1353), Daniel Defoes „A Journal of the Plague Year“ (1722), Mary Shelleys „The Last Man“ (1826) oder Albert Camus’ „La peste“ (1947) sowie populäre Pandemiefilme große Aufmerksamkeit. Zum anderen lobt man neuere Produktionen wie etwa die 2019 gedrehte deutsch-dänische Serie „Sløborn“ als geradezu prophetisch, weil sie Covid-19 vorausgesehen hätten.⁵ Laut der Zürcher Amerikanistin Elisabeth Bronfen bedienen rezente kulturelle Imaginationen von Pandemien aber im Gegensatz zu den von vielen klassischen Pestromanen evozierten apokalyptischen Szenarien vor allem Kriegsnarrative oder Horrorvisionen. Dass sich Trump zum „Kriegspräsidenten oder Kriegshelden“ stilisiert, dass es scheint, als herrsche in den USA eine „Art Bürgerkrieg:

⁵ <https://www.theguardian.com/world/2020/jul/27/tv-drama-goes-viral-the-german-danish-series-that-foresaw-covid-19> (letzter Zugriff: 31.07.2020).

Die Amerikaner gegen die Viren, und die Viren sind einheimisch“, dass vor New York ein „riesige[s] Armee-Spitalschiff“ liegt, „die USNS Comfort, ein Schiff namens Trost“ und dass im Central Park Feldlager aufgeschlagen sind: All das fügt sich Bronfen zufolge „ganz klar in eine kriegerische Bildsprache mit Lazaretten, Krankenschwestern, Verletzten auf Bahnen“ und passt „nicht zu einem Roman wie dem von Mary Shelley, wo der Held Konstantinopel erreicht und nur noch verrottende Körper und bröselnde Gebäude antrifft“ (Bronfen 2020). Zugleich leben die Angstkonstruktionen um Covid-19 von Horrorgenres, weil die Viren in assoziative Nähe gerückt werden zu Zombies. Die Viren sind, so Bronfen,

eine Art selbstgemachter Krieg. Aus uns heraus entsteht der innere Feind [sic!] gegen den man sich wehren muss. Ich denke [sic!] das sind die Fiktionen, auf die wir, wenn wir denn einmal aus einer gewissen Distanz über Corona nachzudenken beginnen, zurückgreifen werden. Kriege und Zombies. Viren sind ja tatsächlich Zombies. Etwas zwischen Leben und Tod, das uns auffrisst. Sie brauchen uns als Wirt. Zombies als literarische Figuren sind selbst eine Kriegsgeburt. Sie entstanden aus dem mexikanisch-amerikanischen Krieg (1846–1848) heraus als Metaphern für eine Invasion von aussen. (Bronfen 2020)

Ob auf weitere Angstnarrative um Covid-19 rekuriert wird und welche Ästhetiken sich im kulturellen Feld im Zuge der Auseinandersetzung mit dieser Pandemie herausbilden, lässt sich in naher Zukunft noch eingehender untersuchen.

2 Stand der Forschung: Linguistische und literaturwissenschaftliche Perspektive

In der geisteswissenschaftlichen Forschung ist die Auseinandersetzung mit Angst ein Untersuchungsgegenstand mit langer Tradition. Seit den Schriften von Kierkegaard (1984), Freud (1909 [1924]) und Heidegger (1927 [2006]) ist Angst ein etabliertes Thema in der Philosophie, Theologie, Rhetorik, Psychologie, Soziologie, Geschichte, Politik-, Rechts-, Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaft genauso wie im wissenschaftlichen Journalismus (vgl. Koch 2003; Kappelhoff/Backels/Lehmann/Schmitt 2019, hier insbesondere Bär 2019; Ebert/Gruber/Meisnitzer/Rettinger 2011; Bude 2014; Furedi 2005; Sustein 2005; Akremi 2015⁶). Soziologische Theorien postulieren seit langem Zusammenhänge zwischen sozialer Ungleichheit und dem Empfinden von Emotionen; Rackow/

⁶ Insgesamt für die Kulturgeschichte der Emotionen und ihren Wandel vgl. Frevert (2014).

Schupp/von Scheve (2012) belegen dies für Angst und Ärger empirisch. Beleuchtet wurde dieses Thema sowohl unter synchronen als auch unter diachronen Aspekten, aus der Perspektive der geschlechtlichen und biologischen Manifestationen sowie aus der Perspektive der interkulturell unterschiedlichen phonetischen En- und Dekodierungen, etwa in synchronisierten Filmszenen (Braun/Heilmann 2012).

Die literaturwissenschaftliche und literaturhistorische Emotionsforschung (Benthien/Fleig/Kasten 2000; Kasten/Stedman/Zimmermann 2002; Schnell 2004; 2015; Reddy 2001; Haubrichs 2005; Jäger/Kasten 2003; vgl. den aktuellen Überblick in Filatkina 2016 und Bär 2019) hat bereits mehrmals überzeugend gezeigt, dass die mittelalterliche und frühneuzeitliche Codierung von Emotionen anders ausgesehen hat. Auf das Deutsche bezogen bedeutet das z. B., dass ahd. und mhd. *angust/angest* und *for(a)hta/vorhte* bei aller lautlichen Ähnlichkeit weder mit ihren nhd. Äquivalenten *Angst* und *Furcht* semantisch gleichzusetzen sind noch war *Furcht* ein weniger geläufiges Lexem. Interessant sind in dieser Hinsicht die quantitativen Angaben zur Vorkommensfrequenz von *angest* und *vorhte* im Mhd. in Tabelle 1: Einerseits deuten sowohl die Daten des „Korpus der Mittelhochdeutschen Grammatik“ (MiGraKo) als auch die des „Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (1050–1350)“ (ReM) auf die größere Verbreitung von *vorhte* gegenüber *angest* hin; andererseits lässt sich zumindest in Bezug auf das ReM kein signifikanter Unterschied mehr ermitteln.

Tab. 1: *angest* und *vorhte* im MiGraKo und ReM

	,angest‘	,vorhte‘
ReM	103	122
MiGraKo	137	231

Welchen Aussagewert dieser Befund nun qualitativ hat, muss noch anhand einzelner Texte untersucht werden. Für nur einen frühneuhochdeutschen Text, Luthers Bibelübersetzung, hat dies Filatkina (2016) im Rahmen einer Studie zu den Lexemen *Furcht* und *Angst* versucht. Den Ausgangspunkt bildete die in der Forschungsliteratur verbreitete Behauptung, dass Martin Luther einen Wendepunkt in der Entwicklung der Lexeme *Angst* und *Furcht* darstellt. Die Entwicklung bestehe in der Frequenzzunahme von *Angst* gegenüber *Furcht* und der Verschiebung der Bedeutung von *Angst* in Richtung der von *Furcht*: In Luthers Sprachgebrauch habe das Lexem *Angst* allmählich seine ursprüngliche Bedeutung ‚körperliche Enge, Bedrängnis, Not‘ aufgegeben, die Seme des Lexems

Furcht angenommen und dank der hohen Frequenz bei Luther dieses schließlich verdrängt (Wandruszka 1950: 19 und 35; Wierzbicka 1999: 146 und 150–151). Filatkina (2016) zeigt aber, dass *Angst* in der Bibelübersetzung von 1545 genauso wie schon im Alt- und Mittelhochdeutschen weniger frequent und in der Mehrheit der Belege (64 Kontexte) noch ‚körperlich‘ ist, insbesondere als Bestandteil der Paarformel *nôt und(e) angst*. Die Ausgangsbedeutung ist also bei Luther gut greifbar. *Angst* zeigt aber auch die Ausweitung der physischen Enge, Not und Bedrängnis auf seelische Qualen und Schmerzen. Am deutlichsten zeugen davon die Belegstellen in den auf Zukunft bezogenen Kontexten des Todes und der Höllenangst, die als wichtige Übergangskontexte für semantische Veränderungen zu sein scheinen. Sie zeigen zumindest aus der heutigen Sicht den schwankenden Gebrauch von frnhd. *angst* und lassen keine eindeutige Zuschreibung entweder der ursprünglichen Bedeutung oder der jüngeren Bedeutungen zu. Dies ist allerdings eine Entwicklung, die vor Luther einsetzt, die er mitträgt, aber nicht initiiert. Allgemein ist das Lexem *Angst* flexibler in seiner Semantik als das Lexem *Furcht*, das bei Luther wie auch schon vor ihm zwar unterschiedliche Bedeutungen aufweist, diese sind jedoch der Verwendung im Sinne von ‚Ehrfurcht, Gottesfurcht‘ (*timor Dei*) mit 132 Belegen quantitativ untergeordnet. Die Belege, in denen diese dominante Bedeutung fehlt, stehen 20 Mal im religiösen Kontext, im dem es um Furcht als die von Gott verhängte Strafe geht. Frnhd. *angst* entspricht außerdem ganz unterschiedlichen Lexemen im Lateinischen, wohingegen *furcht* fast ausschließlich lat. *timor* gegenübersteht. *Furcht* muss somit trotz zahlreicher Konnotationen zumindest in der Bibelübersetzung semantisch festgelegter gewesen sein und war in dieser Bedeutung frequent.

Wenn oben von historischer Emotionsforschung und Codierungen von Emotionen die Rede war, dann ist das insofern zu präzisieren, als der Gegenstand der (überwiegend literaturhistorischen) Untersuchungen weniger die sprachlichen Realisierungen der Gefühle waren, sondern eher ihre medial vermittelten Repräsentationen in der Literatur und Kunst. Dies soll nicht so verstanden werden, dass es keine Untersuchungen zu semantischen, pragmatischen und syntaktischen Dynamiken des Gefühlswortschatzes gäbe. Im Gegenteil: Im Paradigma der historischen Semantik reicht die Tradition bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts zurück, erstreckt sich auf unterschiedliche Sprachen, bleibt jedoch auf einige Emotionen kondensiert (z. B. Liebe, Zorn, Mut, Trauer). Innerhalb der historischen Emotionsforschung nehmen sie allerdings keinen zentralen Platz ein und stehen etwas isoliert da. Die Zahl der Studien⁷ beeindruckt auch nur bei der ersten Begegnung und eher in ihrer Summe.

⁷ Schnell (2004) bietet einen detaillierten Überblick.

Im Einzelnen und bezogen auf einzelne Sprachen greifen solche Studien zu meist punktuell, sodass die Sprachgeschichte des Gefühlswortschatzes, so auch des Angstwortschatzes, noch zu schreiben wäre.

Im Jahr 1988 schrieb der Schweizer Linguist Alexander Schwarz einen Aufsatz mit dem Titel „Keine Angst in der Sprachwissenschaft“. Dabei bezog sich das Statement im Titel nicht auf den Forschungsstand, denn in der Gesprächslinguistik, der linguistischen Emotionsforschung, Interkulturellen Germanistik oder auch in der Fremdsprachendidaktik gibt es durchaus unterschiedlich gelagerte und unterschiedlich profunde Untersuchungen zu Angst, obwohl das Thema insgesamt, wie oben angemerkt, noch offen ist (vgl. die Beiträge in Frank-Job/Michael 2020; Georgi 2018; außerdem Schwarz-Friesel 2013; Günthner 2006). Vielmehr verwies das Statement auf die grundsätzliche Frage, wie solch eine linguistische Untersuchung aussehen kann.⁸ Der vorliegende Band möchte genau dazu einen Beitrag leisten und geht von den folgenden Annahmen aus:

1. Erstens soll das Konzept bzw. Phänomen ANGST anhand von kulturellen Artefakten (Texten, Filmen, Bildern) nicht als eine reale Basisemotion oder anthropologische Konstante, sondern als eine Konstruktion beschrieben werden, also als eine Anordnung von Wissen, Vorstellungen oder Konzeptualisierungen durch Äußerungen (Felder 2013; Felder/Gardt 2018). Das Hauptziel des Bandes besteht darin, diese These anhand literarischer, populärwissenschaftlicher und massenmedialer Texte im weiten Sinn (also auch Filmen und Bildern) nachzuweisen, um nach Möglichkeit die pauschalen Zeitdiagnosen zu differenzieren, zu präzisieren oder diesen entgegenzuwirken.
2. Zweitens muss eine linguistische und literaturwissenschaftliche Analyse der Angstkonstruktionen zwischen explizit benannter und implizit mitkommunizierter Angst unterscheiden, denn diese ist eben nicht nur wortbezogen, sondern, ein „flächiges“ Phänomen, das zwischen den Wörtern, Aussagen und Texten, durch die Art und Weise ihrer Kombination zum Ausdruck kommt.⁹
3. Drittens erfolgt die Konstruktion von Angst in massenmedialen und literarischen Quellen multimodal. Damit meinen wir, dass an der Konstruktion

⁸ Vgl. ähnlich auch Fiehler (2011).

⁹ Vgl. ähnlich in Bezug auf Emotionen insgesamt Kalwa/Röhmer (2016), zuletzt mit direktem Bezug auf die Versprachlichung von Angst Frank-Job/Michel (2020: 4): „Sie [NF/FB: Angst] erweist sich darin, dass sie dazu tendiert, nicht benannt zu werden und Schweigen herzustellen. Sie kann dennoch in der linguistischen Analyse an Formulierungsschwierigkeiten, Umschreibungen, Abbrüchen und Auslassungen aufgedeckt werden.“

nicht nur verbale Sprache beteiligt ist, sondern auch andere Medien bzw. nonverbale Sprache, d.h. die graphischen Mittel des Layouts, die Typographie, die Textstruktur, die Visualisierungen sowie die körperlich-stimmlichen Ressourcen usw. Darin sehen die Bandherausgeberinnen das große Potential der sprach- und literaturwissenschaftlichen Herangehensweisen, die bei der Erforschung von Angst bis jetzt nur eine marginale Rolle gespielt haben.

4. Viertens variiert die Konstruktion diachron sowie in unterschiedlichen Sprachen und Kulturen.

3 System- und medienlinguistische Mechanismen der Angstkonstruktion

Die oben geäußerten Annahmen gelten in unseren Augen erst recht für die system- und medienlinguistische Analyse der Angstkonstruktion in massenmedialen Texten, die wir in diesem Abschnitt in Ergänzung zum in Abschnitt 2 skizzierten Forschungsstand und als Beispiel für eine mögliche linguistische Vorgehensweise anführen möchten. Wir stützen uns hier auf die in Filatkina (2015) dargelegte Auswertung von sechs als Leitmedien anzusehenden Tages- und Wochenzeitungen Deutschlands aus der Zeitspanne 1970 (seit dem Ende der Nachkriegszeit) bis einschließlich September 2017. Das Gesamtkorpus umfasst DEN SPIEGEL, DIE FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG, DIE SÜDDEUTSCHE ZEITUNG, DIE ZEIT, DIE TAGESZEITUNG (TAZ) und die BILD-Zeitung in gedruckter und digitaler Fassung. Das Gesamtkorpus wurde auf zwei unterschiedliche Art und Weisen befragt. Für die Analyse der lexikalisch-semantischen und morphosyntaktischen Mittel der Angstkonstruktion (s. unten die Abschnitte 3.1 und 3.2) wurde die gesamte Zeitspanne in den Blick genommen. Filatkina (2015) ist wortbezogen vorgegangen und hat ein Teilkorpus für das Lexem *Zukunftsangst* zusammengetragen, vor allem weil dieses Lexem semantische Auffälligkeiten aufweist und genau kaum in andere Sprachen übersetzt werden kann. Dieses Teilkorpus enthält 4.308 Belege.

Das dritte Einstiegsbeispiel hat aber vor Augen geführt, dass Angst auch ohne die explizite Verwendung des Angstwortschatzes konstruiert werden kann. Deshalb wurde für die Frage nach den textuellen und diskursiven Mitteln der Angstkonstruktion (s. Abschnitt 3.3) ein anderes, nicht wortbezogenes Vorgehen gewählt. Das zweite Teilkorpus wurde ausgehend von einem Diskurs, nämlich vom letzten Migrationsdiskurs, erstellt. Dieses Teilkorpus ist auf die

Jahre 2013 bis einschließlich September 2017 fokussiert, in denen der Diskurs in den Massenmedien besonders virulent war.¹⁰ Bei der Analyse wurden exemplarisch die Artikel aus der TAZ und dem SPIEGEL-ONLINE Archiv berücksichtigt.

3.1 Lexikalisch-semantische Mechanismen

Zur ersten Gruppe der lexikalisch-semantischen Mittel gehören die offensichtlichsten Fälle der sprachlichen Angstkonstitution, nämlich die Wörter, die im linguistischen Sinn den Angstwortschatz ausmachen. Sie benennen die Emotion und stellen sie dadurch dar. Die Antwort auf die Frage, welche Lexeme denn zum Angstwortschatz gehören, ist aber nicht so offensichtlich und zwischen-sprachlich unterschiedlich. Natürlich liefern onomasiologische Wörterbücher oder korpusgenerierte Ontologien wie etwa *GermaNet* erste Informationen, aber sie suggerieren eine statische Besetzung der semantischen Felder, die dem tatsächlichen Sprachgebrauch in der Synchronie nicht entspricht und diachrone Sprachwandeldynamiken nicht abbildet.

Die Ontologien enthalten ferner viele Lexeme nicht, die zwar in Korpora nicht signifikant oft vorkommen, aber in Diskursen argumentative Funktionen übernehmen. Keine einzige der von uns konsultierten Ontologien führt z. B. die Kollokation *German Angst* auf, die in den Einstiegsbeispielen am Anfang der vorliegenden Einleitung vorkam. Die Kollokation ist aus sprachvergleichender Perspektive aussagekräftig: *Angst* existiert als deutsches Fremdwort im Englischen, dort allerdings ohne das adjektivische Attribut *German*. Wie Stubbs (2005: 187–188) nachweist, entwickelt *angst* im britischen Englisch eine ironisierende, stark kritisierende Bedeutung und fungiert als Bezeichnung für Personen mit trivialen unbegründet übertriebenen Sorgen. In englischsprachigen Textkorpora ist es kaum belegt, und wenn, dann nur in Kommentaren für literarische Werke, Filme oder Musik. Diese evaluative Bedeutung hat im Deutschen die Kollokation *German Angst* nicht. Im Gegenteil bildet sie die Grundlage für Modifikationen wie *German Mut*, die seit 2015 im Selbstdarstellungsdiskurs der FDP keine rein okkasionellen Bildungen, sondern Wahlkampfprogramm sind. Kuck (2018) weist nach, dass die #*GermanMut*-Kampagne ein zentrales Element des multimedialen Narrativs darstellte, mit dem der FDP-Vorsitzende Christian Lindner seine Partei als ‚neue‘ Partei wieder in den Bundestag führen wollte. *German Angst* wurde in dieser Kampagne nicht als eine Konstruktion der Medien dargeboten, sondern als ein reales, für die Deutschen typisches Phänomen.

10 Zu Angstkonstruktion im Migrationsdiskurs vgl. auch Becker (2016).

Das zweite in den Einstiegsbeispielen am Anfang erwähnte Lexem *Zukunftsangst* findet sich ebenfalls nicht in den gängigen Ontologien des Deutschen. Filatkina (2015) zeigt aber, dass es im massenmedialen Diskurs seit ca. 1970 systematisch in steigender Frequenz greifbar ist, allerdings nicht in absoluter Verwendung, sondern nur in bestimmten Diskursen, in anderen kommt es wider Erwarten nicht vor. Abbildung 1 veranschaulicht die Verteilung im SPIEGEL ONLINE-Archiv:

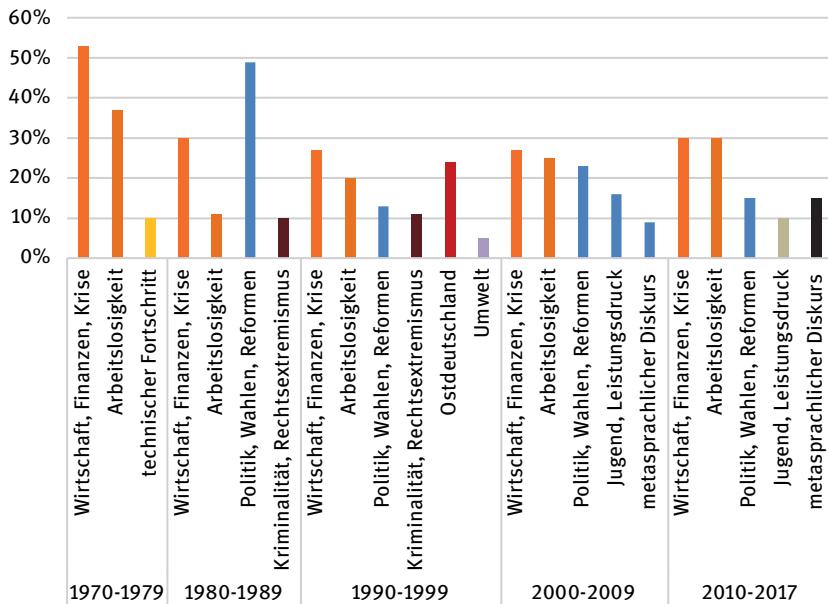


Abb. 1: Thematische Kontexte des Lexems *Zukunftsangst* im *Spiegel*-Archiv

Die Abbildung legt vor allem nahe, dass das Lexem semantisch gar nicht so diffus ist, wie es in Massenmedien gelegentlich behauptet wird, denn es kommt typischerweise im Zusammenhang der finanziellen Krisen (Dollarsturz, Finanzkrise, Weltwirtschaftskrise) und/oder der schlechten bzw. fehlenden beruflichen Perspektiven, der Arbeitslosigkeit und Armut bzw. des finanziellen Abstiegs vor. Hingegen liefert unser Korpus keine signifikanten Nachweise für das Vorkommen des Lexems in solchen angstbeladenen und medial ausgiebig diskutierten Zusammenhängen wie die Aufrüstung, ökologische Katastrophen (Tschernobyl, Waldsterben) oder AIDS. Auch im Kontext der aktuellen Migrati-

on ist es mit weniger als 10 Belegen unterrepräsentiert, zumindest im SPIEGEL und in der TAZ.

3.2 Morphosyntaktische Mechanismen

Ein Blick auf die KWIC-Liste („key-word-in-context“) kann diese themen- und domänen spezifische Analyse des Lexems *Zukunftsangst* weiter präzisieren und einen Einblick in die morphosyntaktischen Mittel der Angstkonstruktion gewähren. Die Analyse der Korpusdaten legt nahe, dass das Lexem auffällig oft in Verbalphrasen mit atelischen durativen Handlungsverben vorkommt, d. h. mit Verben, die dynamische Vorgänge beschreiben und keinen Kulminations- oder Endpunkt voraussetzen (*treiben, herrschen, sich ausbreiten, grassieren, plagen, peinigen*) bzw. graduelle Änderungen versprachlichen (*wachsen, zunehmen*). *Zukunftsangst* ist dabei ein aktives Agens; sie wird personifiziert und als unkontrollierbare Krankheit konzipiert. In der letzten Korpusdekade nach 2000 kommen Handlungsverben dazu, die eine verbale bzw. kognitive Handlung zum Ausdruck bringen: *klagen, verstehen, sprechen, schildern*. Nur in diesem letzten Korpusausschnitt entsteht ein metasprachlicher Diskurs über das Phänomen Zukunftsangst. Hingegen enthält das Korpus keine Belege für Kombinationen mit Verben, die physiologische Zustände ausdrücken, z. B. *zittern, beben, erblassen, erstarren, erbleichen, versteinern* usw. Laut GermaNet sind aber genau diese Verben die häufigsten Begleiter des Simplex *Angst*. Physiologische Effekte und körperliche Reaktionen liegen auch den konzeptuellen Metaphern und Metonymien um Angst zu Grunde,¹¹ aber nicht um Zukunftsangst.

Aufschlussreich sind zudem die Verbindungsprofile mit Genitivattributen, vgl. Tabelle 2:

¹¹ Vgl. etwa FEAR IS PHYSICAL AGITATION, INCREASE IN HEART RATE, DROP IN BODY TEMPERATURE, INABILITY TO MOVE u. a. (Kövecses 1990: 70–74). Vgl. auch Dobrovolskij (1995; 1996) und Dobrovolskij/Piirainen (2005: 145–159) zu Angst-Idiomen und ihren kognitiven/konzeptuellen Grundlagen. Interessanterweise werden solche Konzeptualisierung auch durch die Etymologie des Lexems *Angst* gestützt: Es leitet sich wie die meisten Lexeme des Wortfeldes ‚Angst‘ (z. B. *Bangigkeit, Horror, Schrecken* (lat. *terror*) und *Entsetzen* (lat. *horror*)) aus körperlichen Erfahrungen mit Bedrängnis und Enge ab (ig. **ang^hu-*, eng, bedrängt; lat. *angustia*; EWB 2002: 45). Dazu Filatkina (2016: 72–73).

Tab. 2: Verbindungsprofile des Lexems *Zukunftsangst* (ZA) im Untersuchungskorpus

	1970–1979	1980–1989	1990–1999	2000–2009	2010–2017
ZA + Attr_{Gen}	19%	16%	0%	7%	5%
ZA + X_{Subst/NP}	24%	33%	43%	37%	45%
ZA in Überschriften	9%	13%	11%	23%	30%

Die Zahl dieser Attribute sinkt im diachronen Schnitt. Im ersten Untersuchungsrahmen (in den 70er Jahren) sind die Genitivattribute ebenfalls klar definiert: Das sind Bezeichnungen von beruflich zusammengehörigen Gruppen von Personen (*Zukunftsangst der US-Konsumenten*, *Zukunftsangst ihrer Geschäftspartner*). In den 1980er Jahren kommen eher Nominalphrasen mit geographischen Namen vor (*Pretorias Zukunftsängste*, *die Zukunftsängste Hongkongs*), die sich natürlich metonymisch auf Menschen beziehen, dadurch aber nicht konkreter werden, insofern als es nicht klar ist, wer genau gemeint ist. In dieser Zeit sind auch zum ersten Mal Präpositionalphrasen wie *bei den Grünen geht Zukunftsangst um* und Relativsätze des Typs *jene Wähler der Mittelklasse, die Zukunftsangst peinigt* belegt. Sie lassen zwar auf die Träger*innen schließen, bleiben dennoch vage. Dieser Trend setzt sich in den beiden letzten Zeitschnitten fort. Stattdessen wächst die Produktivität des Verbindungsprofils Zukunftsangst + X_{Subst/NP}. Damit sind Aufzählungen schlimmer Ereignisse gemeint, die die Dramatisierung und Übertreibung verstärken sollen, vgl. exemplarisch *Von Zukunftsangst, drohenden Wirtschaftskrisen, Kriegen oder Umweltkatastrophen, wachsende Zukunftsängste, zunehmende Vereinsamung und Mangel an menschlicher Wärme*. Meistens stehen solche Aufzählungen in Überschriften, nicht im Haupttext der Artikel und sind eigentlich auch kein inhaltlicher Gegenstand der Artikel. An solchen Stellen sieht man, wie die Makrostruktur der Texte und typographische Mittel in die Angstkonstruktion mit einbezogen werden. Auch das ist beim Simplex *Angst* anders: Schaut man sich im DWDS-Korpus signifikante rechte Nachbarn an, so stellt man fest, dass es zwar keine Genitivattribute sind, aber doch die Kombination Präposition *vor* + *Dativobjekt*, das kein Abstraktum ist.¹² Solche Kombinationen sagen natürlich nichts über die Träger*innen der Angst aus, konkretisieren aber dieses Lexem wenigstens in Bezug auf das Objekt.

¹² Vgl. *vor* (108,530), *davor* (10,260), *vor einem* (10,207), [NF/FB: *Komma*] (8,481), *um* (5,938), *vorm* (3,893).

Diese empirischen sprachgebrauchsisierten Befunde widerlegen ferner die in der Philosophie und Psychologie gängige und auf Kierkegaard (1984) zurückgehende Meinung, Angst sei im Gegensatz etwa zu Furcht ein gegenständloses, frei flottierendes Gefühl. Auch wenn dieser Unterscheidung mittlerweile ein eher heuristischer Wert zugesprochen wird, besteht z. B. das „Historische Wörterbuch der Philosophie“ (1971, I, 310) darauf und hält die „existentiell oft tief verwurzelte unbestimmte A[ngst]“ und „eine bestimmte, existentiell eher peripherie A[ngst], die dann gewöhnlich ‚Furcht‘ genannt wird“ auseinander (vgl. anders Demmerling 2013).

Auffällig ist außerdem die hohe Frequenz der Adversativ- und Konzessivsätze mit den Konjunktionen *wenn*, *obwohl* und *trotz*, z. B. *Trotz dieser durchweg positiven Zahlen [...], obwohl es ihnen so gut geht wie nie zuvor [...]*. Der durch die Konjunktion eingeleitete Teil bestätigt zunächst die positive Jetzt-Situation, um diese dann im zweiten Teil zu widerlegen, vgl. Beispiel 4:

- (4) Auch wenn Manager wie Siemens-Chef Karlheinz Kaske „keinen Anlaß zur Dramatisierung“ sehen; wenn ein Manager wie der Veba-Chef Rudolf von Bennigsen-Foerder empfiehlt, „den uns eigenen Hang zur Schwarzmalerei zu durchbrechen“ – der Schock des Börsen- und Dollar-Crashes wirkt nach, und er wird Folgen haben für die reale Wirtschaft.
(Spiegel, 16.11.1987)

Ebenso oft begegnet die parataktische Aneinanderreihung kurzer Sätze, Nominiphrasen oder Einzellexeme, als eine syntaktische Kondensierungsform, eine Ressource zur Porträtiierung rasch aufeinander folgender Ereignisse und eines dynamischen Handlungsablaufs. Sie kann von Konstruktionen so schlimm wie nie zuvor bzw. schlimmer als je begleitet werden. Beispiel (5) steht prototypisch für diese Gruppe von Belegen:

- (5) Wir haben Angst vor der Zukunft. [...] Jetzt schreckt die Zukunft eher ab. Es ist soviel passiert. Der Terrorismus, Putin in einer neuen Qualität, der Krieg in Syrien, der Krieg in der Ukraine, der Maidan, die Flüchtlinge. Keiner konnte das voraussagen. Es ist ein neuer Kalter Krieg. Die Wissenschaften haben ihre Vollmachten abgelegt, sie sind hilflos.
(Die Zeit, 19./20.03.2016)

Schließlich gehören u. E. die so genannten „diskursgebundenen Neubildungen“ zu der Gruppe der morphosyntaktischen Mittel der Angstkonstruktion. Damit meinen wir Wortbildungen wie *Lethargokratie*, *Untergangshysterie*, *Ökochondrie*

oder *Chemophobie*, die sich der regulären Wortbildungsmuster bedienen, außerhalb der Diskurse über negative (und so auch angstbesetzte) Zukunftshorizonte jedoch kaum vorkommen.

Es ist natürlich schwer, ausgehend von diesen Beispielen von einer Grammatik der Angst zu sprechen. Die erwähnten Mittel sind nicht angstspezifisch, sie können immer wieder als rekurrente Sprachgebrauchsmuster in massenmedialen Diskursen über negativ besetzte Zukunftsentwürfe aufgefunden werden. Aber sie unterscheiden sich etwa von den kommunikativen Mitteln der Darstellung der Extremerfahrungen (darunter auch Angst) in informellen Gesprächssituationen. Die letzteren wurden etwa in Günthner (2006) und Gülich (2020) gesprächslinguistisch und in Capps/Ochs (1995) psycholinguistisch untersucht. In der Gruppe der morphosyntaktischen Mittel wurden hier vor allem die Produktivität der Verbspitzenstellung, der subjektlosen Infinitkonstruktionen (*angehalten – Tür aufgemacht – ausgestiegen*) und der sog. „minimalen Setzungen“ (*superherzrasen und und kopfschmerzen*) betont. In unserem Untersuchungskorpus der massenmedialen Texte kommt das alles nicht vor.

3.3 Textuelle und diskursive Mechanismen

Bei der Analyse der letzten Gruppe der textuellen und diskursiven Mittel der Angstkonstruktion beschränken wir uns, wie am Anfang des vorliegenden Beitrags angekündigt, auf den letzten Migrationsdiskurs. Zu den Mitteln der Angstkonstruktion auf dieser Ebene gehören vor allem die sog. Argumentationstopoi, Metaphern und metaphorische Szenarien. In Anlehnung an Römer/Wengeler (2013: 270) und Wengeler/Ziem (2014: 67) definieren wir Argumentationstopoi als

argumentative Muster, die bei der öffentlichen Konstruktion des „Wissens“ gehäuft, seriell vorkommen [...], die nicht immer in gleicher Weise sprachlich materialisiert werden müssen, die aber in vielen Texten als immer wieder ähnlich vorkommende, auf Plausibilität zielende Herstellung von Sachverhaltszusammenhängen erscheinen.

Argumentationstopoi sind somit inhaltliche (nicht sprachliche) Fixierungen über einzelne Texte hinweg, die auf der sprachlichen Oberfläche mit Hilfe unterschiedlichster Mittel zum Ausdruck gebracht werden können. Angst ist dabei nicht das eigentliche Ziel der Konstruktion, sondern mit Fritz Hermanns (1995 [2003]) gesprochen eine wesentliche emotive Bedeutungskomponente. Dies sei exemplarisch am Beispiel des *Topos der düsteren Gegenwartsdiagnose* (vgl. zuletzt Römer (2017: 235–242 u. a.) anhand der Krisendiskurse) veranschaulicht.

Der Topos lässt sich aus Kontexten ableiten, in denen die augenblickliche Lage in Deutschland vor allem wegen der hohen Zahl der Flüchtlinge als dramatisch und schlimm prädiert wird. Die düsteren, durch Zahlen angeblich bekräftigten Gegenwartsdiagnosen gehen durch Verweise auf Gefahren oder schlechte Zeiten in düstere Zukunftsprognosen über. Die Bezeichnung *Flüchtlingskrise* fällt explizit, Migration wird als Krise konstruiert. Man steht dieser Krise ohnmächtig gegenüber, u. a. auch weil die Krise gleichzeitig (wie alle anderen Krisen und/oder frühere Migrationsbewegungen) auch als eine Naturkatastrophe dargestellt wird. Die konzeptuelle Metapher *Flüchtlingskrise ist Naturkatastrophe* bildet somit einen Teil des Topos der düsteren Gegenwart. Flüchtlinge sind Wasser- und Schneemassen. Eine *Flüchtlingswelle* hat uns 2015 überrollt, kann kaum *bewältigt*, muss *gestoppt* werden. Berichtet wird vom *Flüchtlingsandrang*, *Zustrom von Migranten* oder einer *Lawine*. Eine *Flüchtlingsflut* oder die *Flüchtlingsströme* werden nur langsam *abebben*. Konstruiert wird dieser Topos u. a. auch mit Hilfe der historisierenden und dramatisierenden Behauptungen, das sei *die größte Flüchtlingswelle in der Geschichte Deutschlands / seit dem 2. Weltkrieg* oder *sie sei so groß wie nie zuvor*. Flüchtende sind keine Opfer, sondern eine entpersonalisierte Bedrohung. Opfer der Situation sind Deutschland und Europa – ihnen droht, überflutet zu werden. Im Gegensatz zu Flüchtlingen sind Länder und Staaten personalisiert: Sie sind *besorgt*, müssen *die Anreise steuern*, *Migranten abwehren* bzw. neutral formuliert *handeln*.

Artikel, die diese Wortwahl als „verkehrte Sprache“ verurteilen, gibt es auch. Nichtsdestotrotz ist es auffällig, dass die Metapher *Flüchtlingskrise als Naturkatastrophe* nicht nur sprachlich, sondern auch bildlich realisiert wird und eben nicht auf die aktuelle Migration beschränkt ist (vgl. stellvertretend Böke 1996; 1997; Wengeler 2003: 419–423¹³; 2005). Die exemplarisch ausgewählten Titelblattseiten des SPIEGEL in Abbildung 1 veranschaulichen, dass unabhängig davon, welche Migration man untersucht – die türkische, italienische, die russland-deutsche oder die aktuelle – die Darstellungen und die darin transportierten Botschaften erstaunlich ähnlich sind. Das zentrale Motiv sind unkontrollierbare und unaufhaltbare Mengen von Menschen, die zu den Grenzen Deutschlands strömen, die als hohe Wände, Schranken oder Türen visualisiert und mit Andrang und Gewalt gestürmt werden. Dadurch bringen sie das Deutschland- oder Europa-Schiff zum Sinken und die Politik zum Versagen.

13 Diese Metapher wird in Wengeler (2003: 419–423) als ein Teil des Gefahren-Topos im massenmedialen Diskurs der ersten Hälfte der 1970er Jahre behandelt.



Abb. 2: Titelblattseiten des SPIEGEL

Über den Topos der düsteren Gegenwartsdiagnose und seine konzeptuellen Metaphern wird von Anfang des Migrationsdiskurses an ein dringlicher Handlungsbedarf seitens der Politik konstruiert. Die Diskussionen werden auf eine sehr verwobene und dynamische Art und Weise zwischen zwei Randpositionen ausgetragen: dem „*Wir schaffen das!*“-Topos im Sinne der positiven Zukunftsentwürfe auf der einen Seite und seiner fast zeitgleich entstehenden skeptischen bzw. kritischen Modifikation, dem „*(Wie) Können wir das schaffen?*“-Topos auf der anderen.

Überrepräsentierte Kollokationen, die u. a. auch auf Angst schließen lassen, sind *die europäische Abschottungs- und Abriegelungspolitik*. Die EU und Deutschland werden als geschlossene Räume konzipiert, über deren *Grenzen Kontrolle gewonnen* werden muss. Die Diskussionen um die *Obergrenze* und die *Zuwanderungsquoten* fragen, über wie viel Raum ein Land oder eine Staatengemeinschaft *höchstens* verfügt, und zwar mit Hinblick auf das nationale Eigeninteresse (Schlagwort hier: *Unsere Möglichkeiten sind endlich!*).

Raum steht dabei metaphorisch für Geld und Ressourcen wie Bildung, Gesundheit, Wohnraum und Arbeit. Die größte Flüchtlingswelle seit dem 2. Weltkrieg wird der *größten Finanzierungslücke* gegenübergestellt.

Selbst die auf den ersten Blick als positiv besetzt erscheinenden Ausdrücke wie *sichere Herkunftsänder* werden negativ als *abschreckende Signalwirkungen* transportiert und versprachlichen den Willen, die Lösung der Probleme im Sinne eines Verlagerungs-Topos (Wengeler 2003: 431–433) nach außen außerhalb Deutschlands und der EU zu verlegen. Auf der einen Seite sollen die so genannten *nützlichen Ausländer* aufgrund ihres jungen Alters, ihrer Männlichkeit und der physischen und psychischen Stärke, die sie durch die Überwindung der Mittelmeer- oder Balkanroute bewiesen haben, das zweite deutsche Wirtschaftswunder vorantreiben, den demographischen Niedergang verhindern und als zusätzliche begehrte Kunden den Konsum verbessern. Auf der anderen Seite wird der Topos durch die Vermischung des Migrationsdiskurses mit dem Terror- und Kriminalitätsdiskurs negativ und angstbesetzt. Das zeigen Kontexte wie in (6) deutlich, in denen unter Berufung auf das Bundesministerium die Realität der Gleichsetzung ‚Migration ist Kriminalität‘ bekräftigt werden soll:

(6) Flüchtlingskrise: Ein Pass vom „Islamischen Staat“

IS-Anhänger sind angeblich mit gefälschten syrischen Pässen nach Deutschland gereist. Bayerns Innenminister Herrmann spricht von einem „Anfangsverdacht“.

[...] Der Bericht schürt eine alte Sorge: Terroristen könnten die Flüchtlingsbewegung nutzen, um nach Europa zu gelangen. [...] Die Miliz ist also in der Lage, Attentäter mit Papieren auszustatten, die auf den ersten Blick harmlos erscheinen. [...] Im Bundesinnenministerium heißt es, die Sicherheitsbehörden seien „bereits seit Längerem sensibilisiert, dass im Rahmen der aktuellen Zuwanderungsbewegungen auch verfälschte oder gefälschte Dokumente zum Einsatz kommen könnten“. Es sei nicht auszuschließen, dass sich unter den zahllosen Flüchtlingen auch „Mitglieder militanter Gruppen bzw. terroristischer Organisationen“ befänden.

(Spiegel, 22.12.2015)

Es wird die reale Existenz solch einer Sorge behauptet und als alt proklamiert. Die Berichterstattung erfolgt zwar teilweise im Konjunktiv, der allerdings durch Formulierungen wie *Die Miliz ist in der Lage, das Bundesministerium sei seit Langem sensibilisiert* und *es sei nicht auszuschließen* konterkariert wird. Solche Äußerungen lassen die drohende abstrakte Gefahr als konkret vorstellbar erscheinen.

Nach den Silvesterübergriffen in Köln entfacht der Topos der düsteren Ge-genwartsdiagnose in Text und Bild das Narrativ ‚schwarzer Mann vergewaltigt weiße Frau‘. Die Täter gelten vereinfacht kaum noch als Einzelpersonen, son-

dern sind eine diffuse Masse triebgesteuerter Ausländer, die mit Tierwortschatz beschrieben werden. Relativ bald wurde diese Berichterstattung als „ein Tiefpunkt des Journalismus“ (SPIEGEL ONLINE, 10.01.2016) verurteilt. Aber die Debatte war damit nicht ausgeschöpft; sie wird genderneutral, also auch bezogen auf Frauen mit Migrationshintergrund, im Kontext des ins Rutschen geratenen Zusammenlebens und des *Integrationszwangs* weitergeführt und mündet im Sinne des Kultur- und Vorurteiltopos (Wengeler 2003: 370–373; 435–436 u. a.) in die Diskussion um die deutsche Leitkultur und die „*Wir sind nicht Burka*“-These. Diese führte zu kontroversen Diskussionen, hat aber auch Äußerungen hervorgebracht, dass das Zusammenleben ins Rutschen geraten sei „nicht nur, aber eben vor allem durch Migranten, die nie angekommen sind, und durch so viele Flüchtlinge und Asylbewerber aus Kulturkreisen, in denen Gewalt, Rückständigkeit und archaische Werte herrschen“ (Die Welt, 01.05.2017).

4 Beiträge in diesem Band

Die Ausführungen in Abschnitt 3 sind ein Beispiel für eine mögliche linguistische Analyse der Angstkonstruktion in Massenmedien, die in unserem Verständnis nur dann erfolgreich sein kann, wenn sie mehrschichtig, multimodal und integrativ angelegt ist. Mehrschichtig bedeutet dabei die Inklusion möglichst vieler sprachlicher Ebenen (Lexik, Grammatik, Text, Diskurs), multimodal – die Berücksichtigung nicht nur der sprachlichen Oberfläche, sondern auch der graphischen Mittel des Layouts, der Typographie, der Textstruktur, der Visualisierungen sowie der körperlich-stimmlichen Ressourcen. Integrativ bezieht sich auf den Dialog zwischen den unterschiedlichen Fächern, die wir mit dem vorliegenden Band fortsetzen möchten.

Die Untersuchung der Beziehungen zwischen Angst und Sprache (verbal oder nonverbal) ist für alle Beiträge konstitutiv, weil es primär, aber freilich aus der Perspektive unterschiedlicher Fächer um Konstruktions- und Ausdrucksformen der Angst geht. Anja Berninger eröffnet den Band mit einem philosophischen Beitrag. Den aktuellen, u. a. auch in Massenmedien transportieren Angst-Zeitdiagnosen attestiert sie begriffliche Ungenauigkeiten und ganz unterschiedliche, teilweise auch divergierende Deutungen. Sie unternimmt deshalb den Versuch, diese Diagnosen durch die Erarbeitung von drei verschiedenen Spielarten kollektiver Ängste (*kollektive Furcht* in ihrer Terminologie) zu präzisieren, nämlich zum einen durch die Abgrenzung von Furcht als Werturteil und Furcht als einen phänomenalen, an bestimmte physiologische Symptome gebundenen Zustand und zum anderen durch die Analyse des Verhältnisses von Individuum

und Gruppe, die Furcht als Zustand (und nicht als Werturteil) erleben sowie durch die detaillierte Beschreibung der produktiven Funktionen der kollektiven Furcht und ihres destruktiven Potentials. Leitend ist die Annahme, dass jede der besprochenen Spielarten kollektiver Furcht ein etwas anders zu charakterisierendes destruktives Potential in sich birgt, das stark vom Verhältnis zwischen einem Individuum und einer Gruppe abhängt, und zur Beobachtung führt, dass die Rede von *einer* kollektiven Furcht/Angst nur eine pauschale Zuschreibung ist.

Rita Voltmer vertieft die modernen Zeitdiagnosen in Bezug auf kollektive Ängste aus historischer Perspektive der vergangenen Gefühlswelten, indem sie Delumeaus „Angst im Abendland“, das voluminöse in der kontinentaleuropäischen Mentalitäts- und Religionsgeschichte stark rezipierte, lange Zeit als Standard für jegliche kulturwissenschaftlichen Abhandlungen zu Angst geltende und mittlerweile kontrovers diskutierte Werk, einerseits würdigt und andererseits in Bezug auf seine Genese, die dort präsentierten Quellen und deren methodische Erschließung kritisch beleuchtet. Die Hauptkritik richtet sich genauso wie in Anja Berningers Beitrag gegen die Pauschalität und Einseitigkeit der Angstzuschreibungen allen Bevölkerungsschichten im Mittelalter und der Frühen Neuzeit, die Delumeau mehrfach, in Voltmers Augen aber unbegründet, nicht nachweisbar und nicht überprüfbar vornimmt. Für das Thema „Sprache und Angst“ sind Voltmers geschichtshistorischen Schlussfolgerungen insofern relevant, als die Autorin Delumeaus Ansatz den Vorschlag entgegengesetzt, Angst und Furcht nicht als anthropologische Konstanten jenseits der Texte (im Sinne von Sprache und Bildern) anzunehmen, sondern diese als soziale und diskursive Konstruktionen aufzufassen, die unterschiedlich kontextualisiert, auch instrumentalisiert werden können und dennoch keine quantitativ validen empirischen Befunde über das dahinterliegende Phänomen individueller oder kollektiver Ängste liefern: „Die Angst“ im Abendland hat es mithin nicht gegeben. Das ‚pay de la peur‘ blieb ebenso wie das ‚pay de la Cocagne‘ lediglich ein Ort auf der entgrenzten Landkarte menschlicher Imagination“ (Voltmer, in diesem Band).

Auf die beiden theoretischen Beiträge folgt eine Reihe von Untersuchungen, die die Konstruktion von Angst primär aus literaturwissenschaftlicher Perspektive beleuchten. So befasst sich Nikolas Immers Beitrag unter Rückgriff auf psychoanalytische und raumtheoretische Ansätze am Beispiel von E.T.A. Hoffmanns Erzählung „Das öde Haus“, Arthur Schnitzlers „Traumnovelle“ und Mikael Håfströms Mystery-Thriller „Zimmer 1408“ mit literarischen und filmischen Repräsentationen von verbotenen Räumen; Räumen also, von denen Außenstehende weder wissen, warum der Zutritt zu ihnen eingeschränkt ist,

noch Kenntnis darüber herrscht, was die verbotenen Räume verbergen. Immer beobachtet, dass verbotene Räume ambivalent besetzt sind und die Figuren beim illegitimen Betreten dieser Räume eine Mischung aus Angst und Lust, d. h. das in Literaturwissenschaft und Psychoanalyse viel diskutierte Phänomen der sogenannten Angstlust verspüren. Es ist Immer zufolge just jene ästhetisch erzeugte Konstruktion von Angstlust, die sich als impulsgebendes Spannungsmoment erweist, insofern sie nicht nur die Empfindungen der Figuren auf diegetischer Ebene (i. e. auf der Ebene der in den Texten oder im Film dargestellten Welt) betrifft, sondern sich zugleich auf die Rezipierenden übertragen kann, weil diese als Lesende oder Zuschauende verfolgen, wie versucht wird, den jeweiligen Geheimnissen der verbotenen Räume auf den Grund zu gehen.

Der medienwissenschaftlich ausgerichtete Beitrag von Maren Lickhardt untersucht die vier von Netflix produzierten Serien „Jessica Jones“, „Stranger Things“, „Dark“ und „The Rain“. Wie Lickhardt zeigt, operieren die Serien nicht nur mit der angstzeugenden Strategie des Suspense – einem insbesondere seit Alfred Hitchcock häufig von der Filmindustrie eingesetzten Verfahren. Vielmehr zeichnen sich die Serien auch dadurch aus, dass sie sowohl in der Diegese als auch im Hinblick auf die Rezeption asymmetrische und dadurch hochgradig angstbesetzte Beobachterperspektiven und Wissensstände installieren. Damit zielen die Serien laut Lickhardt darauf ab, Machtstrukturen der Gegenwart kritisch zu thematisieren, seien es Formen der gouvernementalen Überwachung, die Kontrolle von Mediennetzwerken oder die Macht der Atomlobby und der Pharmaindustrie.

Eine historische Perspektive verfolgt indessen Anita Sauckel. Sauckel nimmt insofern eine Neuausrichtung der mediävistischen Skandinavistik vor, als sie vor dem Hintergrund jüngerer Ansätze der mediävistisch-skandinavistischen Emotionsforschung das Phänomen der Zukunftsangst analysiert. Entgegen der Annahme, Zukunftsangst lasse sich als typisches Merkmal der Moderne konzeptualisieren, zeigt Sauckel, dass bereits die bekannteste mittelalterliche Isländersaga (die „Brennu-Njáls saga“, dt.: „Die Saga vom verbrannten Njáll“) Formen von auf die Zukunft bezogenen Ängsten verhandelt. Sauckels Ziel ist es, mithilfe ihrer ersten tentativen Bestandsaufnahme weitere Untersuchungen im Bereich der mediävistisch-skandinavistischen Angstforschung anzuregen.

Leonie Kleins Artikel wendet sich literarischen Angstkonstruktionen in den Märchen der Brüder Grimm zu. Es ist Klein zufolge gerade die umfangreiche Auseinandersetzung mit Ängsten, die den Kinder- und Hausmärchen ihren pädagogisch-didaktischen Gestus verleiht. Einsamkeit, schlechtes Elternhaus, Altern und Tod: Dies sind typische Angstmotive, mit denen die Grimm'sche

Märchensammlung aufwartet. Wie Klein beobachtet, findet sich eine Vielzahl von körperbezogenen Metonymien und Metaphern (etwa der Hinweis auf Erbleichen oder Herzrasen), mittels derer die Angstreaktionen der Figuren angedeutet werden. Zeitgenössische Filmadaptionen durch (Disneys „Snow White“) indessen schränken die didaktisierende Ausrichtung der Grimm'schen Märchen und damit die große Anzahl der ursprünglich die Texte prägenden Angstmotive deutlich ein.

Die folgenden Beiträge von Juliane Schröter, Christopher Georgi und Milena Belošević widmen sich primär den verbalen Mitteln der Konstruktion von Angst. Juliane Schröter strebt eine kulturanalytische und diachrone Studie von deutschsprachigen Ratgebern gegen Angst aus der Zeit 1985 bis 2017 an. Im Unterschied zu den im Band vorangehenden literaturwissenschaftlichen Beiträgen wird Angst in den Ratgebern nicht aktiv konstruiert, sondern als ein real existierendes, ausschließlich individuell erlebtes Phänomen präsupponiert. Das Ziel der Ratgeber ist eher die Destabilisierung bzw. die Infragestellung oder die Bewältigung von Angst. Dabei wird sie dort aber selbstverständlich thematisiert, sogar definiert und somit als „Antizipation von Nachteiligem“ in gewisser Hinsicht auch konstruiert. Die Kommunikation *über* Angst ist an sich ein Mittel ihrer Konstruktion: „[...] als appellative, instruktive Textsorte setzen und verfestigen sie [NF/FB: die Ratgeber] auch automatisch emotionale Standards“ (Schröter, in diesem Band). Im Einklang mit der im vorliegenden Band vertretenen These über die Multimodalität der Angstkonstruktion sind auch für Schröter die Mikro- und Makrostruktur der Ratgeber, das heißt entsprechend ihr Aufbau und die Themenauswahl, zentrale nonverbale Elemente der Angstkonstruktion. Der Beitrag zeigt, dass Letztere auf allen Ebenen und Realisierungen (verbal wie nonverbal) musterhaft aufgebaut sind. Dies gilt erst recht für die sprachliche Oberfläche der Ratgeber, die ganz andere Muster enthält als sie sich z. B. in massenmedialen Texten finden lassen.

Diese massenmedialen Texte und die darin konstruierten Ängste – diesmal handelt es sich um ihre kollektiven Ausprägungen – stehen im Fokus des Beitrags von Christopher Georgi. Der Verfasser strebt eine korpuspragmatische und datengeleitete Untersuchung der Angstkonstruktion an und stützt die Hauptthese des vorliegenden Bandes dahingehend, dass er Angst grundsätzlich als eine kulturgeprägte Emotion (in seiner Terminologie *Angstkultur*) versteht. Den untersuchten Massenmedien attestiert Georgi ein regelrechtes Angstmanagement, das zwischen der Angstmehrung und Angstminderung oszilliert. Georgi geht davon aus, dass die kulturelle Geprägtheit durch die Analyse von rekurrenten sprachlichen Mustern analytisch greifbar wird. Der Autor wendet diverse statistische Verfahren bei der Arbeit mit einem umfangreichen Korpus mit den

Datensätzen aus dem SPIEGEL und der ZEIT an, die ihm erlauben, lexikalisch-semantische, morphosyntaktische und textuelle/diskursive Muster auszuarbeiten und somit die Frage zu beantworten, welche sprachlichen Mittel am massenmedialen Angstmanagement konkret beteiligt sind.

Der erste Beitrag von Milena Belošević fokussiert sehr ähnliche Fragestellungen, bezieht sie aber auf den aktuellen Coronavirus-Diskurs. Der Beitrag zeigt, dass Angstgefühle neben der Verwendung von expliziten lexikalischen Mitteln auch dann geschürt werden können, wenn bestimmte direkte Nennungen vermieden bzw. nur angedeutet werden. Dafür analysiert Belošević Wortbildungen mit der Komponente *C* als einen Typ der Modifikation der Virusbezeichnung *Corona* bzw. *Coronavirus*. Solche Wortbildungen sind im Kontext des Schürens von Coronaängsten, der Angstverharmlosung und der Angstbewältigung quantitativ und funktional auffällig. Selbst die Gründe für den Verzicht auf die Vollform *Corona* sind in angstkonstruierenden Kontexten unterschiedlich.

Der zweite Beitrag von Milena Belošević rückt den letzten Migrationsdiskurs ins Zentrum diskurslinguistischer Analysen und behandelt die so genannten formelhaften Wendungen als konstitutive Elemente der für die Angstkonstruktion eingesetzten Argumentationsmuster (Topoi). Laut Belošević kommt ihnen abhängig vom Kontext zum einen eine angstschürende, zum anderen eine kritisch-distanzierende Funktion zu. Die Mittel der Panikmechanik werden in diesem Beitrag durch drei ineinander greifende Aspekte präzisiert: Die Funktion, die formelhafte Wendungen in Bezug auf die Frage annehmen, welche Migrationsängste konstruiert werden, die diskursive Funktion im Hinblick auf die Art und Weise der Angstkonstruktion und die Funktion der formelhaften Wendungen als sprachliche Realisierungsmittel der Argumentationsmuster.

Der abschließende Beitrag von Angelika Braun und Louise Probst ergänzt die bisherigen Perspektiven auf Angst insofern um neue Einblicke, als er Angst als eine akut empfundene Emotion und nicht als eine allgemeine Stimmungslage versteht und phonetisch-experimentell nachweist, dass unterschiedlich starke Ausprägungen dieser Emotion durch unterschiedliche stimmliche Faktoren kodiert werden, die allerdings nicht linear (z. B. schwach ausgeprägte Angst/langsames Sprechen vs. mittelstarke Angst/beschleunigtes Sprechen) sind, sondern komplexere und verwobene Zusammenhänge zeigen. Außerdem setzt der Beitrag die am Anfang der vorliegenden Einleitung erwähnte interlinguale Auseinandersetzung mit Angst fort: Als Antwort auf die Frage, inwieweit Hörer*innen in der Lage sind, angstbehaftete Äußerungen aus unvertrauten Sprachen und Kulturen (als Materialien dienen amerikanisch-englische, deutsche und japanische Stimuli) allein anhand stimmlicher Merkmale dekodieren zu

können, stellt sich heraus, dass insbesondere die schwach ausgeprägte Angst („low intensity of fear“) kultur- und sprachenübergreifend konsequent mit Traurigkeit gleichgesetzt wird. Die grundsätzliche kulturelle Gebundenheit und die kulturspezifische Natur der Angst, die in der bisherigen Forschung zwar mehrfach behauptet, aber nicht immer nachgewiesen waren, werden experimentell bestätigt. Ferner liefert auch dieser Beitrag anhand der Untersuchung der Rolle der visuellen Informationen einen weiteren Nachweis für die Multimodalität der Angstkodierungen und Angstwahrnehmungen.

Literatur

- Akremi, Leila (2015): *Kommunikative Konstruktion von Zukunftsängsten: Imaginationen zukünftiger Identitäten im dystopischen Spielfilm*. Stuttgart: Springer VS.
- Bähr, Andreas (2013): *Furcht und Furchtlosigkeit. Götliche Gewalt und Selbstkonstitution im 17. Jahrhundert*. Göttingen: V&R Unipress.
- Bähr, Andreas (2019): Zu den kulturellen Funktionen von Furcht und Angst. In: Hermann Kappehoff, Jan-Hendrik Bakels, Hauke Lehmann & Christina Schmitt (Hrsg.), *Emotionen. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 155–159. Stuttgart: Springer VS.
- Bauman, Zygmunt (1988 [2000]): *Liquid Modernity*. Cambridge: Polity.
- Bauman, Zygmunt (2006): *Liquid Fear*. Cambridge: Polity.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (2007): *Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Becker, Maria (2016): Die Flüchtlingsdebatte in den Medien Deutschlands: eine korpus- und diskurslinguistische Untersuchung der Konzeptualisierung von Angst. *Sprachreport* 32, 1–11.
- Benthien, Claudia, Anne Fleig & Ingrid Kasten (Hrsg.) (2000): *Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Bergenholtz, Henning (1980): *Das Wortfeld ‚Angst‘. Eine lexikographische Untersuchung mit Vorschlägen für ein großes interdisziplinäres Wörterbuch der deutschen Sprache*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bergenholtz, Henning & Ann-Theres Faets (1988): *angst, Angst, vorhe, Furcht: Vorschläge für ein historisches Wörterbuch des Gefühlwortschatzes*. In: Ludwig Jäger (Hrsg.), *Zur historischen Semantik des deutschen Gefühlwortschatzes. Aspekte, Probleme und Beispiele seiner lexikographischen Erfassung*, 56–94. Aachen: Alano-Rader.
- Böke, Karin (1996): Überlegungen zu einer Metaphernanalyse im Dienste einer „parzellierten“ Sprachgeschichtsschreibung. In: Karin Böke, Matthias Jung & Martin Wengeler (Hrsg.), *Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag gewidmet*, 431–452. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Böke, Karin (1997): Die Invasion aus den „Armenhäusern Europas“. Metaphern im Einwanderungsdiskurs. In: Matthias Jung, Martin Wengeler & Karin Böke (Hrsg.), *Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag*, 164–193. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Böhme, Hartmut (2013): Einleitung: Zur Kulturgeschichte der Angst seit 1800. In: Lars Koch (Hrsg.), *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 275–282. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Bourke, Joanna (2005): *Fear. A Cultural History*. London: Virago.
- Braun, Angelika & Christa M. Heilmann (2012): *SynchronEmotion*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Bresson, Daniel & Dmitrij Dobrovolskij (1998): Semantik und Syntax der „Angst“-Ausdrücke. Versuch einer integrativen mehrsprachigen Analyse. In: Daniel Bresson & Jacqueline Kubczak (Hrsg.), *Abstrakte Nomina. Vorarbeiten zu ihrer Erfassung in einem zweisprachigen syntagmatischen Wörterbuch*, 163–186. Tübingen: Narr.
- Bronfen, Elisabeth (2020): Interview „Viren sind Zombies“, sagt die Zürcher Professorin Elisabeth Bronfen [<https://www.watson.ch/leben/interview/879688211-corona-viren-sind-zombies-sagt-zuercher-professorin-elisabeth-bronfen>, letzter Zugriff: 31.07.2020].
- Bude, Heinz (2014): *Gesellschaft der Angst*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Capps, Lisa & Elinor Ochs (1995): *Constructing panic: the discourse of agoraphobia*. Cambridge/MA: Harvard University Press.
- Delumeau, Jean (1985): *Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts*. 2 Bände. Reinbeck bei Hamburg (übersetzt von Monika Hübner; franz. Original Delumeau, Jean (1978): *La Peur en Occident (XIVe -XVIIIe siècles)*. Une cite assiégée. Paris).
- Demmerling, Christoph (2013): Philosophie der Angst. In: Lars Koch (Hrsg.), *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 31–41. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Dinzelbacher, Peter (1993): Ängste und Hoffnungen/Mittelalter. In: Peter Dinzelbacher (Hrsg.), *Europäische Mentalitätsgeschichte*, 315–345. Stuttgart: Kröner.
- Dinzelbacher, Peter (1996): *Angst im Mittelalter. Teufels-, Todes- und Gotteserfahrung: Mentalitätsgeschichte und Ikonographie*. Paderborn: Schöningh.
- Dobrovolskij, Dimitrij (1995): Schiss und Espenlaub: Idiome der Angst. *Folia linguistica* 29/3–4, 317–346.
- Dobrovolskij, Dimitrij (1996): Idioms of „fear“: a cognitive approach. In: Marcel Thelen & Barbara Lewandowska-Tomaszczyk (Hrsg.), *Translation and meaning*. Part III, 13–26. Maastricht: Peter Lang.
- Dobrovolskij, Dimitrij & Elisabeth Piirainen (2005): *Figurative Language: Cross-cultural and cross-linguistic perspectives*, 145–159. Amsterdam/Philadelphia: Elsevier.
- Ebert, Lisanne, Carola Gruber, Benjamin Meisnitzer & Sabine Rettinger (Hrsg.) (2011): *Emotionale Grenzgänge. Konzeptualisierungen von Liebe, Trauer und Angst in Sprache und Literatur*. Würzburg: Königshausen u. Neumann.
- Endres, Rolf (1984): Zur Bedeutung von „angust“ und „Angst“. In: Hans-Werner Eroms, Bernhard Gaje & Herbert Kolb (Hrsg.), *Studia linguistica et philologica. Festschrift für Klaus Matzel zum sechzigsten Geburtstag*. Überreicht von Schülern, Freunden und Kollegen, 137–144. Heidelberg: Winter.
- Endres, Rolf (1985): Zum Wortinhalt von *angest* im „Rolandslied“ des Pfaffen Konrad. In: Jürgen Kühnel et al. (Hrsg.), *Psychologie in der Mediävistik*, 79–105. Göppingen: Kümmerle.
- Endres, Rolf (1987): Vorbemerkungen zu einer Untersuchung des Feldes der „Angst“-Ausdrücke in Otfrieds Evangelienbuch. In: Rolf Bergmann et al. (Hrsg.), *Althochdeutsch 2*, 1000–1011. Heidelberg: Winter.

- EWB = Kluge, Friedrich & Elmar Seibold (2002): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 24. Auflage, Berlin: De Gruyter.
- Felder, Ekkehard (Hrsg.) (2013): *Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Felder, Ekkehard & Andreas Gardt (Hrsg.) (2018): *Wirklichkeit oder Konstruktion? Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Fiehler, Reinhard (2011): Wie kann man über Gefühle sprechen? Sprachliche Mittel zur Thematierung von Erleben und Emotionen. In: Lisanne Ebert, Carola Gruber, Benjamin Meisnitzer & Sabine Rettinger (Hrsg.), *Emotionale Grenzgänge. Konzeptualisierungen von Liebe, Trauer und Angst in Sprache und Literatur*, 17–33. Würzburg: Königshausen u. Neumann.
- Filatkina, Natalia (2015): Diskurshistorische Analysen des Begriffs *Zukunftsangst* anhand des Spiegel-online-Archivs. *Sprachwissenschaft* 40/1, 73–126.
- Filatkina, Natalia (2016): *Darumb kam eine seer grosse furcht vnd schrecken in das Volck. angst vs. vorhte – Martin Luther als Wendepunkt?* In: Nina Bartsch & Simone Schultz-Balluff (Hrsg.), *PerspektivWechsel oder: Die Wiederentdeckung der Philologie*. Band 2: *Grenzgänge und Grenzüberschreitungen. Zusammenspiele von Sprache und Literatur in Mittelalter und Früher Neuzeit. Festschrift für Klaus Peter Wegera*, 67–89. Berlin: Erich Schmidt.
- Frank-Job, Barbara & Joachim Michael (Hrsg.) (2020): *Angstsprachen. Interdisziplinäre Zugänge zur kommunikativen Auseinandersetzung mit Angst*. Stuttgart: Springer VS.
- Frevert, Ute (2014): Defining emotions: Concepts and debates over three centuries. In: Ute Frevert et al. (Hrsg.): *Emotional Lexicons. Continuity and Change in the Vocabulary of Feeling 1700–2000*, 1–31. Oxford: Oxford University Press.
- Freud, Sigmund (1909 [1924]): *Über Psychoanalyse*. Fünf Vorlesungen gehalten zur 20-jährigen Gründungsfeier der Clark University in Worcester Mass. September 1909. 7., unveränderte Auflage. Leipzig/Wien: ohne Verlag.
- Furedi, Frank (2005): *The Politics of Fear. Beyond Left and Right*. New York/London: Continuum.
- Georgi, Christopher (2018): Zur sprachlichen Thematisierung der Angst in Folge von Terrorismus. Eine datengeleitete Studie. In: Fabian Klinker, Joachim Scharloth & Joanna Szczęk (Hrsg.), *Sprachliche Gewalt. Formen und Effekte von Pejorisierung, verbaler Aggression und Hassrede*, 109–134. Stuttgart: Metzler.
- Gerok-Reiter, Annette (2007): Die Angst des Helden und die Angst des Hörers. Stationen einer Umbewertung in mittelhochdeutscher Epik. *Das Mittelalter* 12/1, 127–143 [Themenheft *Angst und Schrecken im Mittelalter. Ursachen, Funktionen, Bewältigungsstrategien*. Hrsg. von Annette Gerok-Reiter und Sabine Obermaier unter Mitarbeit von Claudia Lauer].
- Gerok-Reiter, Annette (2008): Die Rationalität der Angst: Neuansätze im ‚Fortunatus‘. *Wolframstudien* XX, 273–298.
- Gerok-Reiter, Annette (2010): *angest/vorhte – literarisch. Möglichkeiten und Grenzen der Emotionsforschung zwischen Text und Kontext*. *Emotionen. Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 2, 15–22.
- Gerok-Reiter, Annette & Sabine Obermaier (2007): Angst und Schrecken als kulturelle Matrix. *Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung* 12/1, 3–6.
- Gülich, Elisabeth (2020): Wie Angst zur Sprache kommt. Ein linguistischer Beitrag zur Diagnostik von Angsterkrankungen. In: Barbara Frank-Job & Joachim Michael (Hrsg.), *Angstsprachen. Interdisziplinäre Zugänge zur kommunikativen Auseinandersetzung mit Angst*, 49–74. Stuttgart: Springer VS.

- Günthner, Susanne (2006): Rhetorische Verfahren bei der Vermittlung von Panikattacken. Zur Kommunikation von Angst in informellen Gesprächskontexten. *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 7, 124–151.
- Haubrichs, Wolfgang (2005) (Hrsg.): *Emotionen. Zeitschrift für Literatur und Linguistik* 35/138.
- Heidegger, Martin (1927 [2006]): *Sein und Zeit*. 19. Auflage, Tübingen: Niemeyer.
- Hermanns, Fritz (1995 [2003]): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In: Andreas Gardt, Klaus Mattheier & Oskar Reichmann (Hrsg.), *Sprachgeschichte des Neu hochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*, 69–102. Tübingen: Niemeyer.
- Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Völlig neubearbeitete Ausgabe des „Wörterbuchs der philosophischen Begriffe“ von Rudolf Eisler, Hrsg. v. Joachim Ritter, Karlfried Gründer, Gottfried Gabriel. 13 Bände und auf CD-ROM, Basel 1971–2007: Schwabe, hier Bd. 1, Sp. 310–314.
- Jaeger, C. Stephen & Ingrid Kasten (2003) (Hrsg.): *Codierungen von Emotionen im Mittelalter. Emotions and sensibilities in the middle ages*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Kalwa, Nina & David Römer (2016): Emotion, sprachliches Handeln und Mentalität. In: Christian Kreuz & Robert Mroczynski (Hrsg.), *Sprache, Kultur, Mentalität. Sprach- und kulturwissenschaftliche Beiträge zur Analyse von Mentalitäten*, 67–85. Berlin: Erich Schmidt.
- Kappelhoff, Hermann, Jan-Hendrik Bakels, Hauke Lehmann & Christina Schmitt (2019) (Hrsg.): *Emotionen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler.
- Kasten, Ingrid, Gesa Stedman & Margarete Zimmermann (2002) (Hrsg.): *Kulturen der Gefühle in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Kierkegaard, Søren (1984): *Der Begriff der Angst*. Ins Deutsche übersetzt von Gisela Perlet. Ditzingen: Reclam.
- Koch, Lars (2013) (Hrsg.): *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Kövecses, Zoltán (1990): *Emotion concepts*. New York u. a.: Springer.
- Kuck, Kristin (2018): *Krisenszenarien: Metaphern in wirtschafts- und sozialpolitischen Diskursen*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Michel, Paul (1988): Gestaltungsformen der Angst in der mittelalterlichen deutschen Literatur. In: Hans-Jürg Braun & Alexander Schwarz (Hrsg.), *Angst*, 121–135. Zürich: Verlag der Fachvereine.
- Obermaier, Sabine (2007): Höllenangst, Kriegerangst, Liebesangst - Narrative Räume für Angst im ‚Eneasroman‘ Heinrichs von Veldeke. *Das Mittelalter* 12/1, 144–160 [Themenheft *Angst und Schrecken im Mittelalter. Ursachen, Funktionen, Bewältigungsstrategien*. Hrsg. von Annette Gerok-Reiter und Sabine Obermaier unter Mitarbeit von Claudia Lauer].
- Rackow, Katja, Jürgen Schupp & Christian von Scheve (2012): Angst und Ärger: Zur Relevanz emotionaler Dimensionen sozialer Ungleichheit/Anxiety and Anger. On the Emotional Dimensions of Social Inequality. *Zeitschrift für Soziologie* 41/5, 392–409.
- Reddy, William M. (2001): *The Navigation of Feeling: A Framework for the History of Emotions*. New York: Cambridge University Press.
- Resch, Claudia (2011): Angst im Angesicht des Todes? – „ferlich und nichts nutz“! Vom Umgang mit Seelennöten in den Sterbebüchlein des 16. Jahrhunderts. In: Lisanne Ebert, Carola Gruber, Benjamin Meisnitzer & Sabine Rettinger (Hrsg.), *Emotionale Grenzgänge. Konzeptualisierungen von Liebe, Trauer und Angst in Sprache und Literatur*, 289–305. Würzburg: Königshausen u. Neumann.
- Römer, David (2017): *Wirtschaftskrisen eine linguistische Diskursgeschichte*. Berlin/Boston: De Gruyter.

- Römer, David & Martin Wengeler (2013): „Wirtschaftskrisen“ begründen/mit „Wirtschaftskrisen“ legitimieren. Ein diskurshistorischer Vergleich. In: Martin Wengeler & Alexander Ziem (Hrsg.), *Sprachliche Konstruktionen von „Krisen“. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen*, 269–288. Bremen: Hempen.
- Schnell, Rüdiger (2004): Historische Emotionsforschung. Eine mediävistische Standortbestimmung. *Frühmittelalterliche Studien* 38, 173–276.
- Schnell, Rüdiger (2015): *Haben Gefühle eine Geschichte? Aporien einer "history of emotions"*. Teil 1. Göttingen: V&R unipress. [Kap. IV Sozialer Konstruktivismus und die geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung, 197–200].
- Schwarz, Alexander (1988): Keine Angst in der Sprachwissenschaft. In: Hans-Jürg Braun & Alexander Schwarz (Hrsg.), *Angst*, 83–92. Zürich: Verlag der Fachvereine.
- Schwarz-Friesel, Monika (2013): *Sprache und Emotion*. 2., überarbeitete Auflage. Tübingen/Basel: UTB.
- Scott, Anne & Cynthia Kosso (2002) (Hrsg.): *Fear and Its Representations in the Middle Ages and Renaissance*. Turnhout: Brepols.
- Stubbs, Michael (2005): *Words and Phrases: Corpus Studies of Lexical Semantics*. Oxford: Oxford University Press.
- Sunstein, Cass R. (2005): *Laws of Fear: Beyond the Precautionary Principle*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wandruszka, Mario (1950): *Angst und Mut*. Stuttgart: Klett.
- Wengeler, Martin (2003): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)*. Tübingen: De Gruyter.
- Wengeler, Martin (2005): Assimilation, Ansturm der Armen und die Grenze der Aufnahmefähigkeit: Bausteine einer linguistisch „integrativen“ Diskursgeschichtsschreibung. In: Claudia Fraas & Michael Klemm (Hrsg.), *Mediendiskurse. Bestandsaufnahme und Perspektiven*, 39–57. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Wengeler, Martin & Alexander Ziem (2014): Wie über Krisen geredet wird. Einige Ergebnisse eines diskursgeschichtlichen Forschungsprojekts. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 173, 52–75.
- Wierzbicka, Anna (1999): *Emotions across languages and cultures. Diversity and universals*, 123–167. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wodak, Ruth (2016): *Politik mit der Angst: Zur Wirkung rechtspopulistischer Diskurse*. Wien: Konturen.

